Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 146. Bromberg, den 24. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(13. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

„Aber mein Gott," sagte die Dame, und ihre Stimme klang leicht gekränkt, „glauben Sie denn vielleicht, meine Gäste, die doch alle etwas auf sich halten, könnten so unmanierlich sein, daß einer das Zahnpulver eines anderen benutzte?"

„Noch eins, gnädige Frau," sagte Duporc und betrachtete den Fingerabdruck Jan Kikkers mit so verzückten Augen wie ein Gelehrter, der eben ein ganz unbekanntes Element entdeckt hat, „hat Ihr Mieter in den letzten Tagen Besuch oder Besuche empfangen? Den Besuch einer Dame zum Beispiel . . .?"

„Hören Sie, Herr Duporc!" antwortete sie und war ganz gekränkt, „das ist wirklich nicht hübsch von Ihnen. Das fragen Sie jetzt nur wegen der e i n e n Haarnadel. Ich habe immer gedacht, daß dieser junge Mann in eine Frau unglücklich verliebt sein müßte. Ich habe ihn einmal mit dicken Tränen in den Augen ein Bild in seinem Portefeuille betrachten sehen und als ich ihn fragte, ob er Kummer hätte, sagte er so ehrlich, wie Männer sonst nicht zu sein pflegen: „Jawohl, gnädige Frau; aber das wird sich geben, obwohl mir häßlich mitgespielt worden ist . . ."

„Ich danke Ihnen verbindlichst," sagte Duporc, der die Klinke schon in der Hand hielt; „aber Sie haben meine Frage nicht präzise beantwortet: hat der Herr an den letzten Abenden Besuch empfangen?"

„Am letzten Abend . . ." wiederholte sie. „Ja — allerdings . . . gewiß — den Herrn Bok, der zweifellos einen sehr schlechten Einfluß auf ihn ausübte — ein ganz ordinärer Mensch, der ordinär sprach, ordinär lachte, ordinär trank: das ist für uns Frauen immer ein Maßstab — der war überhaupt immer da. Über diese plötzlich geschlossene Freundschaft habe ich mir überhaupt mein Teil gedacht, denn in den letzten Wochen ist der arme Mensch — o du lieber Gott, wie wird ihm alles leid tun, wenn er erst zur Besinnung kommt! — oft viel später nach Hause gekommen, als wir es sonst an ihm gewohnt waren . . ."

„Blieb Herr Bok lange da, wenn er Herrn Kikker besuchte?"

„Er war nicht wegzukriegen, Herr Duporc. Wenn das Dienstmädchen vormittags das Zimmer hier reinmachte, hing der Tabaksqualm noch faustdick drin. Und sie tranken viel . . . Vorvorgestern, nein, ich glaube sogar vor vier Tagen — war auch Herr Rondeel selber eine Stunde hier. — Es mag so kurz nach acht gewesen sein. — Und da haben sie zu dritt so wahnsinnig gelacht, daß es bis in die Küche zu hören war. Wenn man später über diese Dinge nachdenkt, kann es einen kalt überlaufen . . ."

„Herr Artur Rondeel war selber hier . . .? Ist das kein Irrtum, gnädige Frau?"

„Keineswegs. Denn ich öffnete selber die Tür, was ich sonst nie zu tun pflege, weil meine beiden Mädchen ausnahmsweise zusammen aus waren . . ."

„Kam er in seinem Auto?"

„Nein, in einem Taxameter, der vor der Tür wartete. Aber das tut ja schließlich nichts zur Sache, nicht wahr?"

„Nein", sagte der Kommissar; „das tut gewiß nichts zur Sache. Und wenn wir hier noch stundenlang sprechen wollten, den Toten machen wir doch nicht wieder lebendig."

„Das Leben ist beängstigend", sagte sie, als sie ihn hinausführte.

Der Kommissar nahm wieder seinen Platz neben dem Chauffeur ein, verwahrte die beiden Funde sorgfältig in seinem Portefeuille, und dann ging es zum Hause des Josephus Bok und zu den bescheidenen Zimmern des armen Hungerleiders Hans Thyssen.

In der Wohnung des Josephus Bok hatte die schwerhörige Wirtschafterin, die sich mittags halb tot geschämt hatte, weil ein Polizeileutnant ihr einen Besuch abstattete, alle Vorhänge herabgelassen. Sie war ganz empört darüber, daß jetzt, kurz vor elf Uhr, noch ein Herr klingelte, der sich nicht abweisen ließ, und sie versuchte sich erst sehr energisch zur Wehr zu setzen.

„Kommen Sie morgen wieder!" schrie sie.

„Ich komme von der Polizei", schrie er noch lauter.

„Morgen!" rief sie, und die Kette kam nicht von der Tür weg.

„Wenn Sie nicht öffnen und mich ruhig anhören, muß ich Sie mit zur Polizei nehmen!" brüllte Duporc laut.

Auch damit würde er noch keinen Erfolg gehabt haben, wenn sich nicht der Chauffeur ins Mittel gelegt hätte, den sie ganz genau kannte, weil Artur Rondeel hier oftmals vorgefahren war.

„Fräulein Pil!" sagte er und brachte seinen Schnurrbart so nahe wie möglich an ihr für die Außenwelt kaum noch empfängliches Ohr, „Fräulein Pilatus, dieser Herr kommt mit dem Auftrage, Herrn Boks Unschuld zu beweisen. Fühlen Sie, die Sie Ihrem Herrn so viel zu verdanken haben, sich berechtigt, ihn daran zu hindern?"

„Aber da kommen S i e bitte mit herein", sagte sie nachgebend; „ich lasse nicht den ersten besten Menschen in mein Haus, und wenn er auch hundertmal behauptete, daß er ein Geheimpolizist ist . . . Wie kommt man bloß auf den wahnwitzigen Gedanken, daß mein Herr seinen Freund ermordet haben könnte! Wenn ich das Scheusal, das ihm das eingebrockt hat, zu packen kriegte, würde ich ihm seine falsch gewachsenen Weisheitszähne einschlagen!" — —

Bevor sie das Licht andrehte und den Kommissar sowie den Chauffeur eintreten ließ, machte sie sich noch rasch etwas in der Küche zu schaffen. Aber Nathan Marius war nicht der Mann, lange zu antichambrieren, und so ertappte er sie gerade dabei, wie sie in der Anrichte einige sehr auserlesene Delikatessen und eine schlankhalsige Flasche Weißwein verstaute, die zur größeren Hälfte schon leer war.

„Bitte, bemühen Sie sich meinetwegen nicht", sagte er mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

Da sie diese allzu feine Ironie nicht verstand, richtete sie nur einen wilden Blick auf ihn, weil er so frech war, seine lange Nase in ihre Küche zu stecken, schmiß darauf die widerspenstige und von neuem aufspringende Anrichtetür zum zweiten Male zu und ließ in ihrer Verstörtheit einige Dinge auf dem Küchentisch stehen, die wie eine schweigende Anklage wirkten, obwohl es doch einer um ihren verhafteten Herrn trauernden Wirtschafterin wahrlich nicht zu verdenken war, wenn sie sich an einem Stückchen geräucherten Aal, einem Scheibchen Ananastorte und einem Glase Rheinwein gütlich tat.

„Das ist das Wohnzimmer des Herrn", sagte sie mit so gleichgültig-langweiligem Ton wie der Führer in einem Raritätenmuseum, und sie folgte Duporc auf Schritt und Tritt, als fürchtete sie, daß er angesichts so vieler Kostbarkeiten seine Finger nicht im Zaume halten könnte. Das tat er denn auch nicht. Immer wieder betrachtete er, als aufrichtiger Bewunderer antiken und japanischen Elfenbeins, die Sammlung der kleinen Nippes in den Glas-

vitrinen, und wenn ihn das eine oder andere Stück besonders interessierte, nahm er es in die Hand und guckte es sich ganz genau von oben bis unten an.

„Jetzt möchte ich doch wissen", sagte sie mit dem gesunden Menschenverstande, gegen den sich nichts einwenden läßt, „ob Sie nur hierher gekommen sind, um mitten in der Nacht alle Dinge einzeln anzufassen? Und dann rühren Sie doch bitte den Schreibtisch des Herrn jetzt nicht auch noch an: heute nachmittag sind schon so viele Hände darüber gegangen, und ich danke dafür, alles noch mal aufzuräumen . . ." Wie ein Wachhund kläffte sie neben ihm her, und sobald er einen Gegenstand aus der Hand legte, war sie auch schon mit der ihren dahinter her, das Ding wieder genau an seinen gehörigen Ort, auf die gleiche Stelle zurückzulegen.

„Es ist hier alles tadellos in Ordnung", sagte Duporc lobend, während der Chauffeur bescheiden auf der Matte auf und ab ging. „Mein Kompliment! Nicht ein Stäubchen zu sehen! Das ist eine ganze Menge Arbeit für eine einzelne Frau . . ."

„Erzählen Sie mir das lieber ein andermal", sagte Fräulein Pil, die den Besucher aus einem ihr selber nicht klaren Gefühl heraus nicht ausstehen konnte. „Wozu kommen Sie denn eigentlich hierher? — Und setzen Sie sich nicht in den Schreibtischstuhl, wenn ich bitten darf . . ."

„Seien Sie nicht so ungemütlich, liebes Fräulein!" schrie der Beamte sie an, da er mit Langmut und Freundlichkeit anscheinend nichts erreichte, „und belauern Sie nicht jede Bewegung wie eine Katze . . . Wenn die Geschichte mit Ihrem Herrn Ihnen so nahe ginge, würden Sie doch wohl nicht ganz allein bei einer halben Flasche Wein sitzen, nicht wahr? Und jetzt heraus mit der Sprache, wenn ich bitten darf! Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen . . ."

„Ich? . . . Gott, was für Hirngespinste . . .", antwortete sie unsicher. Dennoch wurde sie einen Schein liebenswürdiger, und es klang beinahe, als wollte sie behutsam einen Dämpfer auf die verstimmten Saiten seines Gemüts setzen. Der scharfsinnige Zuhörer, der hinter dem Schreibtisch im Stuhle des Josephus Bok saß und auf derartige Nuancen außerordentlich scharf achtete, setzte seine Attacke mit den gleichen Gewaltmitteln fort.

„Kurz und bündig!" sagte er barsch: „Wo waren Sie gestern den ganzen Tag, Fräulein Pil?"

„Wo sollte ich denn gewesen sein? Hier natürlich!" antwortete sie ein wenig unsicher.

„Also Sie waren zu Hause? Warum zündeten Sie denn kein Licht im Hausflur an, als Ihr Herr seine Sachen herausschleppte?"

„Als er was tat?" fragte sie, und dann murmelte sie: „Bitte, entschuldigen Sie einen Augenblick" und trippelte eiligst in die Küche, denn die kleine Anrichtetür quitschte hörbar, und sie kam gerade noch zurecht, um ihre schmutzige Katze zu packen und ihr ein paar hinter die Ohren zu geben. Beinahe wäre es der Diebin, der sie sonst von allem etwas abgab, gelungen, den in Butter gebratenen Aal zu fassen!

Mit einer geradezu musterhaften und vorbildlichen Geschwindigkeit hatte inzwischen Duporc das Löschpapier, auf dem die Abdrücke einiger Adressen sichtbar waren, aus der Unterlage auf dem Schreibtische herausgezogen, es vor den Kaminspiegel gehalten und zu seinem größten Erstaunen — die Geschichte schien mit jeder neuen Untersuchung komplizierter zu werden! — den Namen René Rana in deutlichen Rundschriftlettern lesen können.

Noch ehe die Wirtschafterin in das Zimmer zurückgekehrt war, hatte er das zusammengefaltete Blatt in seiner Tasche verschwinden lassen und saß nun so da, als wäre er von seinem Stuhl inzwischen gar nicht aufgestanden. Sogleich begann er die Ausfragerei fortzusetzen, die für sein Opfer schlimmer war, als wenn er ihr Daumenschrauben angelegt hätte.

„Wenn Sie also gestern den ganzen Tag zu Hause waren", sagte er, sobald die Frau nur auf der Schwelle erschien, „so müssen Sie doch absichtlich das Licht nicht angezündet und sich versteckt gehalten haben, als das Auto mit den Mördern und dem Schlachtopfer vor der Tür hielt und das Gepäck aufgeladen wurde. Wie lange haben Sie gewartet, Chauffeur?"

„Na — doch mindestens so drei bis vier Minuten . . ."

„Und was war das für ein schwerer Sack?"

„Ein Sack . . . ein schwerer Sack . . .?" wiederholte die Wirtschafterin stotternd, aber jetzt lammfromm wie ein Schüler, der bei einer Prüfung nicht ausreichend Bescheid weiß.

„Seit wann", fuhr der Kommissar fort, „lassen Sie Ihren Herrn seine vielen Gepäckstücke und den schweren Sack, der kaum hoch zu kriegen war, allein schleppen? Lauten die neuesten Vorschriften etwa dahin, daß Sie im Dunkeln Schmiere stehen sollen, während er die Sachen herausschleppt? Dann müßte doch auch alles schon vorher so bereit gestanden haben, daß er's nur zu greifen brauchte? Wo steckten Sie? Oder waren Sie gar nicht zu Hause?"

„Nein", sagte sie so leise, daß sie es mit ihren tauben Ohren selber nicht hörte.

„Wo waren Sie denn?"

„Fort . . ."

„Ich habe Sie gefragt, wo Sie waren", wiederholte er.

„Bei . . . bei . . .", antwortete sie und suchte dabei erst so nach den Worten, daß man deutlich merkte, wie sie selbst noch nicht genau wußte, was sie sagen sollte. Dann aber nahm sie einen Anlauf und erklärte: „Bei meiner Schwester . . ."

„Dahin sind Sie erst später gekommen", behauptete Duporc auf gut Glück. Er wußte aus Erfahrung, daß es gar nichts schadete, wenn auch mal etwas nicht stimmte: einmal, weil jedes „schwarze Schaf" in der Regel etwas zu verschweigen hatte, und dann, weil man leichter etwas herauskriegte, wenn man die Verdächtigen, denen man die Seele aus dem Leibe fragte, erst durch tausend an sich nutzlose Fragen mürbe gemacht hatte. Und auch in diesem Falle hatte er sich nicht getäuscht; denn die zahm gewordene Xantippe ging auf den Leim und fragte: „Wie können Sie denn das wissen?"

„Ich weiß alles", antwortete der Kommissar, und drohend fügte er hinzu: „Wo waren Sie, ehe Sie zu Ihrer Schwester kamen?"

„Ich habe Einkäufe gemacht . . ."

„Für sich selber?"

„Nein, für den Herrn . . ."

„Aha", sagte Duporc lächelnd; „er schickte Sie also weg, weil er allein bleiben wollte. Waren denn die Besorgungen eilig?"

„Darüber habe ich nicht weiter nachgedacht . . ."

„Ach nein! . . . Hat er Ihnen nicht gesagt, Sie könnten sich bei der Gelegenheit gleich einen vergnügten Abend machen?"

„Ja, das hat er . . ."

„Standen das Gepäck und der Sack schon bereit, als Sie gingen?"

„Nein . . . nur ein Koffer hier in diesem Zimmer mit reiner Wäsche und seinem Frack . . ."

„Wie spät war es, als er Sie auf Ihre Besorgungen in die Stadt schickte?"

„Gegen fünf . . ."

„Sagte er nichts Besonderes, als er die Tür hinter Ihnen zumachte?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Und fragten Sie denn gar nicht, warum er Sie zu so ungewohnter Stunde, gerade kurz vor dem Essen, wegschickte . . .?"

Sie antwortete wiederum nur mit langsamem Kopfschütteln.

„Sie gehen so um die Wahrheit herum, Fräulein, daß ich genötigt bin, der Unterredung hier ein Ende zu machen und Sie mit auf die Polizei zu nehmen. Sie haben zwei Minuten Zeit, sich hier in meinem Beisein fertigzumachen. Mir scheint, Sie wollen lieber als Mitschuldige verhaftet werden, als ehrlich alles einzugestehen, was uns bei unseren Nachforschungen nach dem Schuldigen nützlich sein könnte. Holen Sie Ihren Hut und Ihren Mantel und was Sie sonst noch für einen vorläufigen Aufenthalt im Untersuchungsgefängnis brauchen!"

Er drohte ihr Schwereres an, als er verantworten konnte; aber er erreichte seinen Zweck. Der Gedanke an Untersuchungshaft drang wie ein spitzer Keil in das ewig gleichförmige Dasein dieser Frau, die auch in ihren allerentsetzlichsten Träumen noch niemals in nähere Berührung mit den Gerichten gekommen war.

„Haben Sie doch ein bißchen Einsicht", begann sie in tausend Ängsten mit zitternder Stimme. „Wenn ein Mann, bei dem man seit mehr als zwanzig Jahren in Stellung ist und der einem so viel Vertrauen entgegenbringt, daß er einem sein ganzes Haus mitsamt dem kostbaren Inventar überläßt, wenn er verreist — wenn solch ein Mann, für den man durchs Feuer gehen würde, weil er immer so gut zu einem war, einem sagt: „Daß Sie mir Ihren Mund halten, Pilatus, verstanden?" — ist man da überhaupt berechtigt, etwas auszuplaudern?"

Aber Duporc ließ sich nicht ablenken. „Also nun zum letzten Male", donnerte er. „Was sollten Sie verschweigen?"

„Daß er mich um fünf Uhr wegschickte . . ."

„Und weiter . . .?"

„Und wenn sich etwas — etwas Merkwürdiges ereignen sollte . . . Herrgott, Herrgott, es wird mich noch meine Stellung kosten . . ."

„Was denn für Merkwürdiges?" fragte Duporc unerbittlich, während der Chauffeur mit offenem Munde der Unterhaltung zuhörte.

(Fortsetzung folgt.)

Anlage und Außenwelteinflüsse.

Von Professor Dr. Erich Stern.

Lange Jahre hindurch ging der Streit, ob die angeborenen Anlagen oder die von außen her auf den Menschen einwirkenden Einflüsse sein Schicksal bestimmten; bald glaubte man, sich mehr für die einen, bald mehr für die anderen Momente entscheiden zu sollen, und auch heute noch ist die Frage keineswegs einwandfrei entschieden, ja sie nimmt sogar in den Erörterungen unserer Tage einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Einerseits wird die Bedeutung der angeborenen Anlage, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt und die über die Begabung einer Menschengruppe entscheidet, betont; auf der anderen Seite wird erklärt, daß der Mensch nur ein Produkt der Verhältnisse sei und daß mit deren Änderung der Mensch sich wandeln würde.

Sind damit einige Probleme umschrieben, für welche die eingangs gestellte Frage von Bedeutung ist, so greift sie über diese doch weit hinaus und umschließt Fragen auf den verschiedensten Sondergebieten: als man z. B. den Tuberkelbazillus entdeckt hatte, meinte man, damit die alleinige und ausreichende Ursache für die Tuberkulose gefunden zu haben; erst allmählich mußte man einsehen, daß man sich hier in einem Irrtum befand, und die Frage wurde lebhaft erörtert, welche Rolle die „Disposition", die Anlage zur Tuberkulose spiele. Oder: Lombroso hatte den Begriff des geborenen Verbrechers geprägt, d. h. des Menschen, der durch seine Veranlagung unabänderlich zum Verbrechen bestimmt sei; vertrat man bei der Tuberkulose anfänglich die Annahme, daß allein die von außen her wirkenden Faktoren (der Bazillus) in Betracht zu ziehen sind, so war also hier das Umgekehrte der Fall, und die Allmacht der Veranlagung wurde mit Bezug auf die Ursachen des Verbrechens betont. Auch in Fragen der Erziehung neigte man bald mehr zu der einen, bald mehr zu der anderen Anschauung: man betonte, daß die Erziehung einen gewaltigen Einfluß auf die Entwicklung der Menschen auszuüben vermöge, daß sie imstande sei, aus jedem Menschen mehr oder minder Beliebiges zu machen, während auf der anderen Seite wiederum die Ohnmacht aller erzieherischen Bemühung betont wurde, die doch nie etwas anderes aus dem Menschen werden lassen könne als das in seinen Anlagen Bestimmte.

Es erscheint nun in keiner Weise gleichgültig, zu welcher Annahme man sich bekennt: wer etwa auf dem Gebiete der Erziehung die Auffassung vertritt, daß die angeborenen Anlagen allein über das Schicksal eines Menschen entscheiden, der muß konsequenterweise zum Pessimismus, zum Verzicht auf jede pädagogische Beeinflussung kommen: denn was hätte all unser Bemühen für einen Sinn, wenn es doch von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt wäre! Wer hingegen zu der Überzeugung neigt, daß sich aus jedem Individuum alles Beliebige machen ließe, der muß die Bedeutung der Erziehung hoch einschätzen, ja vielleicht überschätzen. Wer die Ursachen der Tuberkulose ausschließlich in der Außenwelt sucht, der wird bei ihrer Bekämpfung seine Arbeit vorwiegend dieser zuwenden; wer hingegen im Individuum selbst, in der „Disposition" zur Tuberkulose eine wesentliche Bedingung für diese schwere Erkrankung erblickt, der wird alles aufbieten, um die Menschen zu kräftigen, widerstandsfähiger zu machen und sie besser für den Kampf mit der Erkrankung auszurüsten.

Für welche Auffassung sollen wir uns entscheiden, für welche sprechen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung? Beide Anschauungen sind, so hat sich gezeigt, wenn auch jede etwas durchaus Richtiges besagt, einseitig; sie heben jede eine Seite hervor und vernachlässigen die andere: in Wahrheit ist es so, daß weder die Anlagen allein, noch die Außenwelteinflüsse allein über das Schicksal des Menschen entscheiden, sondern daß Außenwelteinflüsse und Anlagen in jedem Falle zusammenwirken und daß jede Lebenserscheinung — mag es sich um körperliche oder um seelische Vorgänge, um gesunde oder krankhafte Prozesse handeln — das Ergebnis des Zusammenwirkens der beiden Reihen darstellt: Anlagen und Außenwelteinflüsse wirken in jedem Falle zusammen.

Greifen wir auf unsere oben gegebenen Beispiele zurück: Der Tuberkelbazillus ist überall und stets in der uns umgebenden Welt vorhanden, und jeder nimmt ihn auf; ob er aber eine Erkrankung hervorruft, darüber entscheiden außer ihm noch andere Faktoren, und unter diesen nimmt die Veranlagung des Individuums eine bedeutsame Stellung ein. Die Erziehung vermag gewiß vieles zu erreichen, aber es ist doch keineswegs so, daß man aus jedem Menschen alles machen, daß man etwa Genies in beliebiger Anzahl heranbilden könnte, wenn man nur den richtigen Weg einschlagen wollte; die Anlagen, die ein Individuum zum Teil als das Erbe der Vorfahren mitbringt, ziehen allen Bemühungen gewisse Grenzen; aber erst die Einflüsse von außen entscheiden, ob die Anlagen sich entfalten, in welcher Richtung und in welchem Ausmaß sie sich entfalten. So bleibt also der Erziehung immer noch ein recht weiter Spielraum.

Es ist nicht immer leicht zu entscheiden, ob bei einer Erscheinung mehr die Anlagen oder mehr die Außenwelteinflüsse beteiligt sind; es kann vorkommen, daß die Veranlagung eine sehr starke ist, daß sie sich auch gegen relativ große Widerstände von außen durchsetzt — es kann aber auch sein, daß die Einwirkungen von außen her so gewaltig sind, daß die Veranlagung zurücktritt. Aber da wir nie mit voller Zuverlässigkeit und Sicherheit die Stärke der Veranlagung zu beurteilen vermögen, so werden wir stets mit der Möglichkeit einer Beeinflussung von außen rechnen müssen. Das ist wichtig z. B. bei der Erziehung verwahrloster Individuen. Denn auch die Verwahrlosung muß als Produkt von Anlage und Umwelt aufgefaßt werden. Nur dann, wenn wir an die Möglichkeit einer Beeinflussung von außen glauben, an den Erfolg erzieherischer Bemühung, werden wir die zur Tat notwendige Energie aufzubringen imstande sein. Und alle Bemühungen, die wir heute auf die verwahrlosten Individuen verwenden, gehen von dieser Überzeugung einer Beeinflussung durch Erziehung aus. Dabei muß freilich betont werden, daß unter den Einflüssen der Außenwelt die Erziehung nur einen winzigen Bruchteil darstellt, das andere, vor allem die soziale Lage, von besonderer Bedeutung ist.

Nur auf die Bedeutung des Problems „Anlage oder Außenwelteinflüsse" sollte in den voraufgegangenen Darlegungen hingewiesen werden, auf die Bedeutung, welche eine Entscheidung auch für das praktische Verhalten hat. Unsere Betrachtung sollte zeigen, daß man weder die angeborenen Anlagen noch die Außenwelteinflüsse überschätzen darf. Damit ist einmal der Weg für eine Beeinflussung von außen her frei gemacht, zum anderen sind aber auch deren Grenzen gezeigt.

Schlagende Wetter.

Skizze von Willi Heinsohn.

„2976" rufe ich im Gedränge und Stimmengewirr vor der Markenausgabe; kaum ist das „— — zig" von meinen Lippen, da klappert die runde Fahrmarke vor mir auf das Schalterbrett.

Die Treppe hinauf — bei der Lampenausgabe die dreieckige Messingmarke gegen die Lampe eingetauscht — ein drehender Griff: die Lampe brennt — zum Schacht 1.

Donnernd stößt gerade der heraufkommende Korb gegen die schweren Schachtdeckel, hebt sie hoch und hält nun schwankend vor uns. Der Bedienungsmann öffnet mit seinem Knüppel das Fallgitter — wir treten in den Korb. Sogleich ist der köstliche Frühlingswind, der uns hier oben noch umspielt, verschwunden; teer- und kohlengeschwärzte Luft läßt uns den sonnigen Tag draußen vergessen.

Teng, peng schrillt ein Glockenzeichen. Hängen! Langsam setzt sich der Korb in Bewegung, der Schachtdeckel schließt sich über uns, und sausend stürzen wir in die Tiefe. Sohle 1, 2 und 3 huschen als Lichter vorbei. Wasser spritzt. — — — Dann nach Sekunden setzt sich dem Fallen ein Widerstand entgegen. Es wird gebremst. Langsam die letzten Meter abwärtsgleitend, halten wir auf Sohle 4 — 700 Meter unter Tag.

Mit dem alten Jürn, unserem Ortsältesten, mache ich mich auf den Weg durch Querschläge, Strecken und Stollen, auf schwankenden Brettern über Wasserlöcher tappsend, über Schienen stolpernd, im Hauptquerschlag den Oberkörper gegen den von oben eingepreßten Luftstrom vorstemmend. Wettertüren öffnen sich vor uns und schließen sich krachend hinter uns. Hin und her schwankende Lichter tauchen vor uns auf, bleiben hinter uns zurück. Wir selbst mit unseren Lampen sind für die Zurückbleibenden solche Lichter. Der Mensch ist hier unten nichts — unsere Lämpchen alles. Wehe, wenn sie erlöschen! Beim Einbiegen in Revier 8 stehen wir plötzlich drei dieser Lichter gegenüber. Eins schwankt hoch und beleuchtet einen Augenblick das zerfurchte Gesicht Jürns. Eine Stimme lärmt in der Stille: „Giv acht, Jürn, es wettert all wieder." Dann sind wir wieder allein.

„Es wettert all wieder," jetzt weiß ich auf einmal, weshalb der sonst so gern erzählende Jürn den ganzen Weg über so schweigsam war. Wir arbeiten am Ende eines steigenden Stollens. Die in den Hohlräumen der Kohle und des Gesteins befindlichen Gase — die Wetter — entweichen beim Hacken und Schlagen und sammeln sich über uns. Schon mehrmals haben sie sich diese Tage übel bemerkbar gemacht. Des Steigers Benzinlampe erlischt bei seinem Kommen, und das Atmen fällt schwer.

Unsichtbar reckt der Tod seine Hand.

Jürn, der die Verantwortung trägt, ist seitdem seltsam still. — Wir sind am Staffel. Zwar das Fahren in ihm

ist verboten. Doch wozu erst die engen Fahrten kümmern! Wir werden schon früh genug müde. „Also, Bremser, hängen!" Als der kleine, offene Korb unten aufstößt, sind wir bald vor Ort — Kohlennummer 210 — 780 Meter unter Tage.

Die beiden anderen Hauer haben sich gerade entkleidet. Bei der Temperatur von + 32 Grad Celsius arbeiten wir nackend.

„Glück auf!" — „Glück auf!"

Jürn mustert den Ort, die Morgenschicht ist gut vorangekommen — das Hängende über uns ist abgestürzt. Für unsern Jürn nicht genug. Mit dem Daumen nach oben weisend, brummt er: „Sargdeckel".

Über uns im Geröll hängt ein mächtiger Felsblock. Fällt er herab, dann kann er unser Sargdeckel werden. Mit einem Neunfüßer (neun Fuß langer Stempel) stützen wir den Stein.

Dann schlagen die Schlägel, rauscht die stürzende Kohle. Von den Schaufeln fliegt sie polternd in den Wagen. Der Schweiß fließt und gerinnt, vom Kohlenstaub gebunden. Die weißen Körper sind im Nu kohlenschwarz. Unheimlich sticht das Weiß der Augen aus den triefenden schwarzen Gesichtern hervor. Die Luft ist zum Schneiden dick — kaum gelingt es den Lampen noch, diese Kohlenstaubschicht mit ihrem Licht zu durchdringen. Der Mund ist ausgetrocknet. Kein Wort fällt. So geht es Stunde für Stunde. —

Wieder ist ein Wagen voll — rollt zum Staffel — gerade geht Jürn zur Gezähkiste, um einen Schluck schwarzen Kaffee zu trinken — da — da ist plötzlich alle Dunkelheit verschwunden. Feuer ist um uns, für den Bruchteil einer Sekunde. Dann umhüllt uns wieder Finsternis, die nach dem Blitz noch undurchdringlicher erscheint. Zu gleicher Zeit donnert, dröhnt, knackt, bricht, rieselt es — um mich stürzen Kohlen — oder sind es Steine? Dann nach Sekunden — oder sind's Stunden? — merke ich, daß ich liege, meine linke Schulter schmerzt, totenstill ist es. Entsetzt fahre ich auf, reiße aus dem Geschütt vor mir eine noch brennende Lampe, falle wieder hin. Die Stickluft hemmt jede Atembewegung. Mit aller Kraft stehe ich nochmals auf, taumele zum Staffel, an das Rohr: „Hal — lo — Hal — lo — —", und, als von oben eine Stimme kommt, mit überschlagender Stimme: „Schla — gen — de — — Wetter — Kohlen — nummer 2—10 — der Stei — — —", dann weiß ich nichts mehr.

Die Rettungsmannschaften holten uns. Nur Hautschürfungen und leichte Gasvergiftungen waren zu verzeichnen. Ein beim Schlagen erzeugter Funke hatte die Gase entzündet.

Der Sargdeckel war zugeschlagen . . . Der Sarg jedoch war leer geblieben.

Eine vergessene Zunft.

Eine ganze, große, sehr verdienstliche Zunft war im Begriff, langsam in Vergessenheit zu fallen, als sich zu rechter Zeit die (natürlich!) Allerweltsamerikaner ihrer erinnerten und — da sie selbst nicht mehr lebendig zu erhalten ist — beschlossen, wenigstens ihr Gedächtnis zu bewahren. Es handelt sich um nichts Geringeres als um die ehrbare Zunft der — Bälgetreter, deren Tätigkeit durch den Fortschritt des elektrischen Antriebs überflüssig geworden ist. Aber der „Bund alter Bälgetreter", der sich jetzt in Neuyork gebildet und auch gleich in Paris eine Zweigstelle eingerichtet hat, will das Andenken an die ehrsame Zunft vor der Nachwelt in Ehren halten. Amerika ist deshalb die Mutter dieser sonderbaren Gilde geworden, weil es in den Vereinigten Staaten eine Menge Männer gibt, die — jetzt zu Ehren und Ansehen gelangt — in ihrer Jugend die Bälge entlegener kleiner Dorfkirchen traten und daher dem Aufruf zur Gründung dieses Bundes gern Folge leisteten. Der Vorsitzende der Pariser Zweigstelle hat sich den tönenden Titel „le Grand Diapason", also etwa „das große Orgelpfeifenmaß", beigelegt. In seiner Festrede bei der Einweihung einer Zweigstelle wies er darauf hin, daß der älteste Ahne der Bälgetreter in vorchristlicher Zeit zu Alexandrien als Erster die Pfeifen durch Blasebälge erklingen ließ, und daß dank seiner Erfindung später Millionen seiner bescheidenen, im verborgenen arbeitenden Jünger es ermöglichten, die Mit- und Nachwelt durch die Schöpfungen der Froberger, Couperin, Bach, Händel, Becker, Mendelssohn und anderer Meister der Orgel zu erheben. In den Vereinigten Staaten gehören zur neuen Gilde Bankiers, Wissenschaftler, Politiker, kurz Männer aus den verschiedensten Kreisen, nur Ford nicht, denn die Kirche seines Heimatdorfs war . . . zu arm, um sich eine Orgel leisten zu können. Als ersten Gesellen der französischen Zweigstelle nahm das „Große Orgelpfeifenmaß" den amerikanischen Gesandten in Paris, Myron T. Herrick, auf, indem er ihm den Gesellenbrief feierlich überreichte.

Bunte Chronik

* **Flimmerkistendämmerung.** Die Märchenpracht der Filmwelt mit ihren fabelhaften Gehältern für Filmscheichs und Filmsterne scheint in das trübe Grau des Alltags versinken zu wollen, haben doch die bedeutendsten amerikanischen Filmverbände, dem Beispiele der „Paramount Cinema Cie." folgend, grundsätzlich beschlossen, die Gehälter dieser Fürstlichkeiten im Reiche der Flimmerkiste um ein Erhebliches herabzusetzen. Von dieser drakonischen Maßregel sollen allerdings auch die gewöhnlichen Filmschauspieler und -schauspielerinnen betroffen werden, deren Wochenlohn sich zwischen 40 und 60 Mark bewegt, vor allem aber die Sterne beiderlei Geschlechts, die sich bisher eines wöchentlichen Einkommens von 15—30 000 Mark erfreuten. Die Filmunternehmer sehen ihren Bankrott vor Augen, wenn sie die ins Uferlose gesteigerten Gehaltsansprüche dieser Lieblinge des Publikums weiter befriedigen wollen, und ihre nächste Konferenz wird daher einen allgemeinen Gehaltsabbau beschließen. Um diese Pille zu versüßen, wollen die Unternehmer selbst mit gutem Beispiele vorangehen; so haben die beiden Vorsitzenden der „Paramount" sich bereit erklärt, auf einen Teil ihrer Einkünfte ebenfalls verzichten zu wollen. Da sich ihr bisheriges Jahresgehalt auf nur 600 000 Mark für den ersten und halb so viel für den zweiten Vorsitzenden belief, weiß man nicht recht, wovon sie leben wollen, wenn sie davon noch etwas abgeben. Man schätzt das in Filmunternehmen der Vereinigten Staaten angelegte Kapital auf rund zehn Milliarden Mark und hat berechnet, daß es sich mit nur zwei Prozent verzinst. Da der amerikanische Filmmarkt durchaus übersättigt ist und keine Wege mehr weiß, um dem Publikum mehr Geld aus der Tasche zu ziehen, bleibt als letzte Rettung nur die Gehaltskürzung übrig. Das Aufziehen dieser drohenden Wolke hat bereits die Kurse der Filmaktien an der Newyorker Börse stark beeinflußt.

*

* **Die Verdunschlacht im Film** ist die neueste Aufgabe, die eine französische Filmgesellschaft sich gestellt hat. Wie verlautet, sollen alle Einzelheiten vollkommen wahrheitsgetreu wiedergegeben werden. Die Aufnahmen werden, so weit als notwendig und möglich, auf den ehemaligen Schlachtfeldern gemacht, und man erzählt sogar, daß General Petain selbst unter den mitwirkenden Darstellern sei. Auch die Ereignisse an der Somme aus jener Zeit werden berücksichtigt, da sie dokumentieren sollen, wie England versucht hat, seine Bundesgenossen zu entlasten.

Lustige Rundschau

* **Dann freilich.** Reuter und Frau übernachten in einem Dorfgasthof. Sie lassen sich ihr Frühstück auf das Zimmer bringen. — „Der Kaffee ist ungenießbar", protestiert Herr Reuter. — „Verzeihung", kichert das Stubenmädchen, „aber der Kaffee kommt erst. Der Herr trinkt das bestellte Rasierwasser."

*

* **Der Klügere.** Zwei Herren, die sich nicht leiden können, begegnen sich auf einem sehr schmalen Bürgersteig. Der eine geht geradeaus weiter und sagt: „Ich weiche keinem Idioten aus," — „Aber ich", sagt der andere und tritt auf die Straße zur Seite.

*

* **Tischgespräch.** „Darf ich Ihnen mit etwas Butter unter die Arme greifen, gnädige Frau?"

*

* **Auf der Schmiere.** Führer der Statisten: „Die Leute verlangen noch vor der Vorstellung eine Zulage, Herr Direktor." — Direktor: „Vor der Vorstellung gibt's nichts. Je unzufriedener die Leute sind, desto schöner bringen sie mir das Volksgemurmel heraus." Jgl.

*

* **Er kennt sich aus.** Die Beamten auf Zimmer 17 haben sich beschwert darüber, daß ihr Büroraum immer überheizt ist. Sie haben gebeten, für eine niedrigere Temperatur der Zentralheizung zu sorgen. — „Bewilligt", schrieb der Verwaltungsdirektor neben das Gesuch, „da ich nicht verkenne, daß es ungesund ist, in überheizten Räumen zu schlafen . . ."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.